

Christine Müller: Landgräfliche Städte in Thüringen. Die Städtepolitik der Ludowinger im 12. und 13. Jahrhundert (*Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 7*); Köln: Böhlau 2003; 374 S., 20 SW-Abb.; ISBN 3-412-11602-5; € 39,90

Armand Baeriswyl: Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologie und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau (*Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 30*); Basel: Schweizer Burgenverlag 2003; 355 S., zahlr. Ill.; ISBN 3-908182-14-X; CHF 75,-

Die mittelalterliche Stadtplanung rückte spätestens seit der heftig entbrannten Diskussion über das von Klaus Humpert und Martin Schenk postulierte „Ende vom Mythos der ‚gewachsenen Stadt‘“ wieder stärker in das Blickfeld der Kunsthistoriker¹. Die Kontroverse macht deutlich, daß bei allen denkbaren planerischen Konstruktionen ein überzeugender Beleg nur durch den archäologischen oder den diplomatischen Befund sowie im besten Fall durch die Synthese beider erbracht werden kann. Deshalb sollen hier auch zwei Arbeiten dieser Disziplinen vorgestellt werden, die die Diskussion durch empirisch ermittelte Ergebnisse befruchten können.

Die Arbeit der Historikerin Christine Müller befaßt sich in ihrer Dissertation mit den ludowingischen Gründungen bzw. Stadterhebungen in Thüringen, namentlich mit Eisenach, Gotha, Weißensee, Sangerhausen, Schmalkalden, Freyburg an der Unstrut, Thamsbrück und Creuzburg sowie einigen weiteren Städten, für die die Beteiligung der Ludowinger bei Gründung oder Anlage der Siedlung nicht ausgeschlossen werden kann, sowie mit einigen Ministerialenstädten. Der sich daraus ergebende Zeitrahmen für die Untersuchung, von 1131, dem Jahr der Belehnung der Ludowinger mit der Landgrafschaft Thüringen durch König Lothar von Süpplingenburg, bis 1247, als das Geschlecht in der männlichen Linie ausstarb, mußte jedoch vielfach aufgrund der mangelhaften Quellenlage überschritten werden. Monographische Abhandlungen zu den einzelnen Städten, hinsichtlich der Burgorte insbesondere in kritischer Auseinandersetzung mit der Arbeit von Gerd Strickhausen², machen den Hauptanteil dieser Untersuchung aus. Dabei liegt der Schwerpunkt der Jenaer Dissertation auf den weniger gut erforschten Kleinstädten, da für Eisenach und Gotha

1 KLAUS HUMPERT et al.: Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der „gewachsenen Stadt“, Stuttgart 2001. – S. dazu die Kritik von STEPHAN ALBRECHT: Die vermessene Stadt. Mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund; Tagung der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Bamberg, 24.–26. März 2003, in: *Kunstchronik* 57, 2004, Nr. 2, S. 80–86) und die Rezensionen von WIM BOEREFIJN, in: *Bulletin KNOB*, 102, 2003, S. 196–197); RAINER SCHREG, in: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 30, 2002 [2003], S. 226–228); JÜRGEN KRÜGER, in diesem *Journal* 6, 2002, S. 395 f.) sowie CORD MECKSEPER: „Wer sucht, der findet...“ Zur vorgeblichen Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung, in: *Die alte Stadt* 29, 2002, S. 253–256.

2 GERD STRICKHAUSEN: Burgen der Ludowinger in Thüringen, Hessen und dem Rheinland. Studien zu Architektur und Landesherrschaft im Hochmittelalter (*Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte, 109*); Darmstadt und Marburg 1998.

schon grundlegende Arbeiten vorliegen. Der Autorin ging es vor allem darum, die landespolitische und wirtschaftliche Bedeutung der Gründungen darzulegen; siedlungstechnische und entwicklungsgeschichtliche Fragen wurden meist nur im Hinblick auf die Rolle des Ortes für die Herrschaftsausübung der Landgrafen behandelt. Der Ausgangspunkt ist jeweils die Frage nach der Situation der örtlichen Herrschaftsrechte vor der Gründung, die sich jedoch in vielen Fällen nicht sicher klären läßt. Es war deshalb ebenso schwierig, neue Aussagen über die rechtliche Ausstattung der Gründungen zu treffen (S. 294). Als städtische Neugründungen oder „echte Stadtgründungen“, wie sie die Autorin bezeichnet (S. 301), werden Thamsbrück, Freyburg und Creuzburg charakterisiert, bei Eisenach, Weißensee, Sangerhausen und Schmalkalden handelte es sich um Stadterhebungen (S. 343) oder „planmäßig ausgebaute Städte“ (S. 301). Dabei ist außer für Freyburg und Weißensee eine dörfliche Siedlung als Ausgangspunkt für den Vorgang der Stadtwerdung in den schriftlichen Quellen nachweisbar (S. 27). Nach Gründung und Erhebung der Orte Eisenach, Gotha und Creuzburg noch im 12. Jahrhundert war es wohl Hermann I. (Pfalzgraf ab 1181, Landgraf 1190–1217), der den Urbanisierungsprozeß in Thüringen förderte, indem er Weißensee, Freyburg und Thamsbrück ausbauen ließ (S. 302). Für Weißensee ist zu vermuten, daß hier zunächst ein Marktort in Zusammenhang mit der Errichtung der ludowingischen Burg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhundert gegründet wurde. Eine planmäßige Erweiterung dieser Siedlung fand wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts statt: Neben der Umfassungsmauer erhielt der Ort eine neue Pfarrkirche und andere kommunale Einrichtungen, die Abhängigkeit zur Burg blieb jedoch bestehen (S. 61 f.).

Im Falle Freyburgs gab es keine präurbane Siedlung, der Ort wurde offenbar als Stützpunkt der Landesherrschaft im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts an der Unstrut in Nachbarschaft und Ergänzung zur Neuenburg für die Anlage einer Stadt gewählt (S. 93 f. und Abb. 3). Daß der Name „Vriburc“ jedoch das Selbstbewußtsein des Landgrafen Hermann I. mit Blick auf die gleichnamige zähringische Gründung ausgedrückt haben könnte (S. 94), muß angesichts der vielen Neugründungen im Reichsgebiet mit der Vorsilbe ‚Frei-‘, die auf den rechtlichen Charakter der Siedlung mit bestimmten Immunitäten verweist, als sehr gewagte Hypothese erscheinen.

Der politisch und militärisch bedeutendste Ort neben Eisenach und Gotha war Sangerhausen, der allerdings auf sächsischem Gebiet lag. Er wird erstmalig 1241 urkundlich mit der Bezeichnung „oppidum“ erwähnt (S. 116). Die Stadt entstand an einem Verkehrsknotenpunkt in zwei Phasen aus einer fränkischen Siedlung, die durch Erbschaft an die Ludowinger gelangte. Eine genaue Datierung der Anlage der Oberstadt mit der Burg, St. Ulrich und dem „Alten Markt“ und der planmäßig angelegten Unterstadt ist aufgrund der schriftlichen Quellen nicht möglich, lediglich eine Umwallung ist daraus für das frühe 13. Jahrhundert rekonstruierbar (S. 120 f.).

Ähnlich gelagert war die territoriale Zugehörigkeit bei Schmalkalden, das im sächsischen Gau Grabfeld lag und nach dem Aussterben der Ludowinger an die Grafen von Henneberg fiel. Als „civitas“ ist die Siedlung erst 1227 in den Quellen nachweisbar. Wann der Ort in den Besitz der Ludowinger gelangte, ist nicht mehr zu er-

mitteln. Christine Müller vermutet die Stadterhebung durch die Landgrafen nach dem Scheitern dieses Prozesses in Breitung 1215 (S. 153)³. Die Stadtwerdung mit dem Ausbau des landgräflichen Hofes am Neumarkt und dem Bau der Pfarrkirche am sogenannten Alten Markt wird nach den Befunden jedoch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert.

Thamsbrück, an der Unstrut gelegen, wurde erstmalig 1206 in einer Urkunde des Landgrafen Hermann I. als dessen Stadt ebenfalls mit dem Begriff der „civitas“ bezeichnet. Ob diese aber schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine regelmäßige, nahezu quadratische Anlage war, wie sie der heutige Stadtgrundriß zeigt, kann nur vermutet werden. Die Tatsache, daß die Siedlung schon länger bestand, läßt darauf schließen, daß sich dort bereits eine Burg der Ludowinger befand, die im 12. Jahrhundert an die Hauptlinie des Geschlechts zurückgefallen war. Die Burg ist allerdings erst für 1263 bezeugt. Der Ort sollte vermutlich als Stützpunkt zwischen den ludowingischen Territorien im Norden und Südwesten Thüringens dienen. Die wirtschaftliche Entwicklung stagnierte jedoch – Vorstädte wurden nicht angelegt –, dennoch blieb der Ort Sitz eines Landgerichtes.

Die erwünschte wirtschaftliche Rolle spielte stattdessen die Nachbarstadt Langensalza; das „oppidum“ Salza ist für 1222 erstmalig erwähnt (S. 155), wurde jedoch bald um eine Neustadt erweitert. In Creuzburg, an einem Werraübergang, gelang die Gründung eines Herrschaftsmittelpunktes ebenfalls besser; der Ort, den die Ludowinger im ausgehenden 12. Jahrhundert vom Reichskloster Fulda erworben hatten, konnte sich bis ins 14. Jahrhundert wirtschaftlich neben Eisenach behaupten.

Der summarische Vergleich mit den ludowingischen Stadtgründungen in Hessen, die größtenteils erst gegen Ende der Regierungszeit der Dynastie erfolgten, fällt sehr knapp aus und ist allenfalls als Ausblick zu bewerten (S. 327–341). Hier wäre vielleicht ein exemplarischer Vergleich hilfreich gewesen, um auch die möglichen Gründe für die jeweiligen Unterschiede zu verdeutlichen. Die Abschnitte über „Grundrißtypen“ (S. 290 f., 328 f.) können in ihrer Pauschalität nicht befriedigen, da auf die vereinfachten neuzeitlichen Grundrisse der Tertiärliteratur, z. B. Städteatlanten, zurückgegriffen wurde, die vielfach eine sehr fragwürdige Typologie der Stadtpläne voraussetzt. Hier wäre die Konsequenz einer kritischen Haltung gegenüber dem Quellenwert solcher Pläne zu erwarten gewesen, die zu Beginn der Untersuchung durchaus angedeutet wird (S. 24, Anm. 24), solange keine neueren archäologischen Untersuchungen wie jene von Baeriswyl (s. u.) Kartierungen für das Mittelalter erlauben. Dennoch ist die Feststellung sicher zutreffend, daß es eine große Variationsbreite gibt, sowohl was die Größe der Städte als auch deren Anlagen betrifft (S. 290). Ihre Gestalt wurde aber doch wohl in hohem Maße durch die jeweilige vorangegangene Marktsiedlung bestimmt, deren Aussehen bislang nicht ermittelt wurde. Die bescheidene Größe und nur temporäre landespolitische Bedeutung der ein-

3 Diese Neubewertung der Entstehungsgeschichte Schmalkaldens ist ausführlich diskutiert in der Rezension des hier besprochenen Werkes von GÜNTHER WÖLFING, in: *Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins* 19, 2004, S. 486–489.

zelen behandelten sog. „kleineren“ Städte sieht die Autorin vor allem in der Dominanz der Handelsmetropole Erfurt begründet. Deshalb sei auch die landesherrliche Initiative von entscheidender Bedeutung für den in Thüringen im Vergleich mit Süd- und Westdeutschland vergleichsweise spät, erst im 12. Jahrhundert, einsetzenden Urbanisierungsprozeß gewesen (S. 301). Einen weiteren Grund, der wohl auch für die geringe Zahl der Städte verantwortlich ist, sieht Christine Müller in der Heterogenität des Herrschaftsgebietes der Ludowinger, die ihre Grundherrschaft erst konsolidieren mußten, zumeist gegen die Interessen des alteingesessenen thüringischen Adels sowie des Erzbischofs von Mainz. Dennoch möchte man der Idee von „eine(r) Art Korridor intensivierter landgräflicher Macht diagonal durch ganz Thüringen“, den man erkennen könne, wenn man die Reihe der Gründungen von Eisenach nach Eckartsberga verfolge (S. 306f.), angesichts der Zahl und Größe der Siedlungen nicht ganz folgen. Die sehr unterschiedlichen Stadtgründungs- oder -erhebungsumstände vermitteln doch eher den Eindruck einer sehr situativ bestimmten Politik. Die erarbeitete Übersicht der ludowingischen Gründungen und ihre Qualifizierung auf der Basis einer gründlichen Sichtung der bekannten Quellen sowie mancher unpublizierter Dokumente macht die Studie jedoch zu einem nützlichen Kompendium für die weitere landesgeschichtliche Forschung.

Da schriftliche Quellen zur Praxis der Gründung von Siedlungen und deren Ausbau kaum Auskunft geben, wie auch Christine Müller für ihren Untersuchungsraum feststellte (S. 295), sind Veröffentlichungen archäologischer Studien, die sich genau diesen Phänomenen widmen, um so wertvoller.

Der Schweizer Archäologe Armand Baeriswyl gliederte seine Arbeit, die als Dissertation an der Universität Zürich entstand, in sechs Abschnitte, von denen die Teile 3–5 exemplarisch die Städte Burgdorf, Freiburg im Breisgau und Bern behandeln, im letzten Teil wird eine Summe der Ergebnisse zum Prozeß der mittelalterlichen Stadtentstehung und -erweiterung gezogen. Dabei fragte der Autor nach Ursache, Beginn und Verlauf dieser Entwicklung, die im späten 14. Jahrhundert als abgeschlossen gelten darf, und untersuchte im Einzelfall, wann, wo und durch wen Vorstädte angelegt wurden und wer sie besiedelte. Für den ausführlichen Literaturbericht und die Terminologiedebatte im ersten und zweiten Teil ist es insbesondere für den Abschnitt zu den Begriffen der „gewachsenen“ und der „gegründeten“ Stadt (S. 27 ff.) bedauerlich, daß die anfangs erwähnte Kontroverse nicht mehr in die Reflektion des Forschungsstandes einfließen konnte. Baeriswyl definiert „Vorstadt“ als „suburbane Siedlung“, die „vor den Toren der Stadt lag und rechtlich geminderten Status hatte“ oder „nicht eindeutig vollwertiges Stadtgebiet war“; in jedem Fall entstand die Vorstadt erst im Anschluß an die Stadt und war von ihr abhängig, sie konnte präurbane Wurzeln haben und ummauert sein oder auch nicht. Da der zeitgenössische Begriff „vorstat“ nicht dieser Definition entspricht, zieht der Autor den der „suburbanen Siedlung“ vor (S. 31). Die Stadterweiterung bezeichnet hingegen die juristische und architektonische Einbeziehung eines Gebietes in die bestehende Stadt. In den mittelalterlichen Quellen zu den behandelten drei Städten wird dieses als „nova civitas“, „novum oppidum“ oder „Nüwenstat“ bezeichnet (S. 32). Von diesen beiden

Gebieten grenzt Baeriswyl eine „innerhalb des städtischen Rechtskreises topographisch eigenständige“ Siedlungsform ab, die zum Stadtsaum gehörte (S. 34).

Das erste Fallbeispiel ist Burgdorf. Eine erste Siedlung wurde offenbar um 1200 im Rahmen der Konsolidierungspolitik der Zähringer parallel zum Ausbau der Burg als Wohnort für die Ministerialen angelegt, ihre erste Erweiterung erfuhr sie um 1250, die Gründe dafür sind nicht bekannt. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde Burgdorf als Handelsort immer bedeutender, was zu einer Verdichtung der Besiedlung führte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde das Wachstum durch die allgemeine Krise wieder gestoppt.

Auch wenn Freiburg als hochmittelalterliche Gründung *par excellence* gilt, wurde auch hier lange eine präurbane Siedlung als Ausgangspunkt vermutet, Baeriswyl überprüfte die vorgeschlagenen Orte (Wiehre, St. Martin, St. Peter), konnte aber keine Belege dafür finden, daß an deren Siedlungsstrukturen im ausgehenden 11. Jahrhundert unmittelbar angeknüpft wurde (S. 102). Allerdings dürfte die Nähe zu dem Flußübergangsort Wiehre, der nachweislich für die Silberverarbeitung eine wesentliche Rolle spielte, die Wahl des Ortes mitbestimmt haben. Die zweiteilige Siedlung „*Friburg*“, die in Abhängigkeit zu der von Herzog Bertold II. von Zähringen wohl 1091 gegründeten Burg entstand, wurde 1120 zum Markttort ausgebaut, der bald eine Stadtmauer erhielt (S. 107). Ob die Vierteilung der Anlage durch das zentrale Straßenkreuz auf das Konzept einer „*Idealstadt des christlichen Mittelalters, dem Himmlichen Jerusalem nachempfunden*“ (S. 108), verweist, läßt sich kaum beweisen. Dies ist eine der wenigen Spekulationen in dem sonst so faktenorientierten Werk. Gründe der Praktikabilität wie die Erhebung de Arealzinses, die bei symmetrischen Anlagen erheblich leichter zu handhaben ist, dürfen bei solchen Grundrissen nicht außer Acht gelassen werden. Nach dem heutigen Befund im südlichen Stadtgebiet vermutet Baeriswyl ein Arealmaß von etwa 50 × 100 Fuß (S. 113 und Abb. 66). Das „*Binnenwachstum bis 1218*“ läßt sich einerseits als Ausbau einer Infrastruktur (Wasserleitsystem, Spital, Münster etc.) charakterisieren, zum anderen zeigt es sich im Wohnbau in der zunehmenden Umwandlung von Holzbauten in Steingebäude. Die Zeit nach dem Tod des letzten Zähringers (1218) war geprägt durch die zunehmende Verdichtung der Bebauung unter dem Vorzeichen des Ausbaus der Stadt zum Verwaltungs- und Repräsentationszentrum der Grafen von Urach. Eine erste Stadterweiterung, „*die Neuburg*“, ist in die Zeit von 1240–1288/1339 zu datieren (s. Abb. 79 und 80). Das Stadtgebiet wurde um etwa 26 Hektar, das heißt um 20 Gassen und 590 Hofstätten und damit um das Doppelte vergrößert (S. 135). Schließlich kamen noch fünf Siedlungen hinzu, in denen das Stadtrecht galt, obwohl sie nicht innerhalb der Ummauerung lagen (S. 154). Der Bevölkerungsrückgang in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts führte zu Wüstungsprozessen im Stadtgebiet (S. 157). Erst mit der Gründung der Universität 1457 setzte ein Bevölkerungswachstum ein, das eine neue Bautätigkeit hervorrief, denn nun entstanden vorrangig größere repräsentative Häuserkomplexe und auch „*profane Freiflächen*“.

Die Gründung von Bern um 1200 durch Herzog Bertold V. geschah vor dem Hintergrund der Wahrnehmung zähringischer Machtinteressen in Burgund auf un-

besiedeltem Grund, sie kommt von den drei vorgestellten Fallbeispielen dem Modell der ‚klassischen Gründung‘ am nächsten (S. 170, S. 191). Allerdings war die Berner Gründungsstadt mit 11,5 Hektar wesentlich kleiner als Freiburg im Breisgau (35 Hektar), jedoch bedeutend größer als Burgdorf (2,5 Hektar) (S. 180). Nach dem Tod des letzten Zähringers zog König Friedrich II. die Reichslehen der Zähringer ein, darunter auch Bern. Die Stadt wurde zu einem Herrschaftszentrum für Reichsburgund, dies gab neue Impulse für die Stadtentwicklung: Die Mauern wurden verstärkt und der Deutsche Orden angesiedelt (S. 198). Baeriswyl definierte neun Siedlungsphasen bei der Expansion des Stadtgebietes, dabei fanden vier im Mittelalter statt: Die erste Stadterweiterung ist um 1256 anzusetzen (Innere oder Alte Neuenstadt), bis 1269 wurden die Mauern, das Straßenraster und Bewässerungssystem angelegt (S. 209). Die zweite Erweiterungsphase erfolgte politisch motiviert um 1268, um den Burgbezirk Nydegg und Stalden einzubeziehen, ab 1344 entstand dann die Äußere oder Neue Neuenstadt, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts setzte dann wie in Freiburg eine Art Schrumpfungsprozess ein (S. 165).

Die zum Teil synoptisch angelegte Zusammenfassung der Ergebnisse zu Stadtentstehung und –erweiterung bei allen drei Städten läßt erstaunliche Parallelen in der Chronologie der Erweiterungs- aber auch der Rückbildungsprozesse erkennen; insbesondere Freiburg und Burgdorf besaßen durch die präurbane Siedlung ähnliche Bedingungen für ihr Flächenwachstum. Dabei war der Zeitraum der Umstrukturierung oder Integration der präurbanen Siedlung in eine städtische relativ kurz. Die Umwandlung von unbesiedeltem Land in städtisches Areal auch bei der Stadterweiterung einschließlich der Ummauerung konnte dagegen Jahrzehnte in Anspruch nehmen (S. 252). Die Erweiterung vollzog sich um bis zu 100% des bestehenden Areals entweder planmäßig – meist aus der städtischen Allmende – oder, sehr viel häufiger, durch die Eingliederung von bestehenden Siedlungen. Diese konnten suburbanen oder präurbanen Charakter haben. Erstere waren meistens an den Ausfallstraßen entstanden. Als Initiatoren der Stadterweiterung wirkten der Stadtherr und der Stadtrat. Dabei konnte dies auch als herrschaftlicher Akt beim Regierungsantritt inszeniert werden, wie für Freiburg 1240 belegt ist (S. 249). Der Magistrat wurde erst in späteren Entwicklungsphasen aktiv, zum Beispiel im 14. Jahrhundert bei der Gründung der Äußeren Berner Neustadt. Wie Baeriswyl herausstellte, kam den angesiedelten Mönchs- und Ritterorden eine entscheidende Rolle bei der Befestigung der Neustädte zu, da sie sich an den Kosten für den Bau und den Unterhalt der Mauern beteiligen mußten (S. 255). Als weiteres Fazit der Studie ist festzuhalten, daß bei allen Fallbeispielen Burg- und Stadtbereich nicht nur topographisch getrennt, sondern auch verfassungsrechtlich eigenständige Einheiten blieben. Die Umrisse der Neustädte weisen aufgrund der topographischen Situation nur in seltenen Ausnahmefällen einfache geometrische Formen auf, z. B. trapezförmig die Neuburg in Freiburg und die Neuenstadt Holzbrunnen in Burgdorf, was dort auf das freie flache Gelände zurückgeführt werden kann (S. 254). Dennoch ist auch sonst das Bemühen erkennbar, unter Einbeziehung des bestehenden Straßensystems möglichst regelmäßige, das heißt längsrechteckige Bbauungsareale zu schaffen, nur ausnahmsweise wurden vorhan-

dene Wege verlegt (S. 257). Die Frage nach der Größe der „Urparzelle“ konnte auch Baeriswyl aufgrund fehlender Befunde nicht beantworten, insgesamt scheinen die Parzellen der Erweiterungen jedoch wesentlich größer gewesen zu sein als die der Gründungsstadt, diese variieren jedoch im Falle der Neuenstadt Holzbrunnen von Burgdorf in der Tiefe ihrer Baublöcke sowie in deren Breite um 10% (S. 258). Das Bild wurde dadurch verändert, daß es nach Bevölkerungsrückgängen und partiellen Wüstungsprozessen oder auch Zerstörungen durch Brände zu Neuparzellierungen kam (S. 272). Schließlich ist zu unterstreichen, daß die Ergebnisse nicht ohne weiteres auf andere Stadttypen wie die Siedlungen, die aus Bischofssitzen, römischen Städten oder Königspfalzen hervorgingen, zu übertragen sind.

Der Wert der opulent mit Plänen, Luftaufnahmen und Grabungsfotos ausgestatteten Studie liegt vor allem in einer Fülle von Einzelergebnissen insbesondere für Burgdorf und Freiburg, die den graduellen Prozeß der Stadterweiterung veranschaulichen können und das entwicklungsgeschichtliche Bild der Zähringerstädte, die bislang als besonders gut erforscht galten, erheblich verfeinern. Ein Katalog der archäologischen Fundstellen wurde für Burgdorf beigegeben, für die anderen beiden Städte wurde darauf verzichtet. Die Studie setzt, was die Genauigkeit von Kartierung und Dokumentation angeht, Maßstäbe, die schwer einzuhalten sein werden.

ESTHER WIPFLER

Zentralinstitut für Kunstgeschichte
München

Katharina Corsepius: Notre-Dame-en-Vaux. Studien zur Baugeschichte des 12. Jahrhunderts in Châlons-sur-Marne (*Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie*, Bd. 18); Stuttgart: Franz-Steiner-Verlag 1997; 251 S., 355 Abb., 53 Pläne; geb. Ausg.; ISBN 3-515-06602-0; € 101,-

Mit der vorliegenden Arbeit ist ein Buch anzuzeigen, das zwar schon vor einigen Jahren erschienen ist, aber dennoch aufgrund seiner Qualität hier angezeigt und besprochen werden soll. Es handelt sich um die von Peter Cornelius Claussen betreute Frankfurter Dissertation von Katharina Corsepius zur Stiftskirche Notre-Dame-en-Vaux in Châlons-sur-Marne. In der Forschung ist die Kirche nur en passant beachtet worden. Albert de Dion hatte den Bau 1855 auf dem Kongreß der Société Française d'Archéologie vorgestellt (*Bull. mon.* 1886), Louis Grignon 1884/85 in einer zweibändigen Monographie insbesondere die Schriftquellen zusammengetragen und sie mit dem baulichen Befund in eine Chronologie zu bringen versucht (publ. 1884/85), Louis Demaison stellte die Verwandtschaft zu St. Remi in Reims heraus (*Bull. archéol. Comité Trav. hist. scient.* 1899), Ernst Gall vertrat eine Spätdatierung der Bauphasen (publ. 1925/²1955), Anne Prache schließlich lieferte in ihrer Dissertation eigene Baubeobachtungen und Datierungsvorschläge sowie eine Fülle von Nachrichten zur Restaurierung des 19. Jhs. (*Mém. Soc. Agric. Commerce Arts Dép. Marne*, 1966); Sauerländer (1989) beachtete den Bau nicht, Dieter Kimpel und Robert Suckale (Die gotische Architektur